

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1949

11 (1.6.1949)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1. Juni 1949

3. Jahrgang / Nr. 11

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Du und ich

Christenlehr-Entwurf. B/I/4

Ich und Du. Es war ein Traum: Ignaz befand sich in einem Tal. Ein Fremder in weitem Mantel, wie man sie auf Heiligenbildern sieht, hatte ihn abgeholt. In dem fahlen Licht konnte Ignaz zuerst nur schlecht die Menschen erkennen, die um ihn waren. Dann gab ihm der Mann im Mantel einen Pfeil und einen Bogen mit dem Auftrag: „Schieß einmal auf den dort drüben!“ Als I. erschreckt zu ihm aufsieht, meint der Fremde: „Versuch es nur; du wirst ihn vielleicht gar nicht treffen oder nur ein bißchen verwunden; töten wirst du ihn kaum, das kommt nur äußerst selten vor“. Plötzlich erkannte I., was alle diese Menschen um ihn taten: sie schossen aufeinander. In aller Stille sozusagen und schienen nichts dabei zu finden. Ein paar Schritte von I. entfernt stand ein großer, gutangezogener Mann und zielte scharf auf eine Frau, die etwas weiter weg am Boden kauerte. I. war wie gelähmt. Aber der Fremde ermunterte ihn weiter und zeigte ihm Ziele: das Kind, bei dem I. „der Erste wäre“; den schwer Blutenden, bei dem nicht mehr viel dazugehört, um ihm den Rest zu geben. („Viele kleine Wunden schaffen es schließlich auch“). Da liegt eine tote junge Frau. „Weißt du, der sie getroffen hat, dachte sich nichts Böses; er tat es — nur so“. Gegen das Zureden des Fremden, der alles so harmlos, so natürlich findet, wehrt sich I. schreiend: „Ich werde nie schießen, nie, unter keinen Umständen“. Aber da zeigt ihm der Fremde einfach einen guten Freund — „jede Falte sah er in dem vertrauten Gesicht, doch die Augen waren zugekniffen, die Lippen verkrampft, der Mensch zielte auf ihn!“ —; da duckt auch I. ohne Besinnen sich und legt den Pfeil an —! (Wir werden diesen Bericht „Heller Tag“ aus dem „Sonntagsblatt“ vom 27. 2. 49 am besten im Original vorlesen).

Was ist das? Das ist das Röntgenbild der zwischenmenschlichen Beziehungen. Uebertrieben? Keineswegs, wie es dem aufgeht, der sich selbst

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: B I Nr. 4 —
Handr. f. d. Predigt: Trinitatis / 1. So. n. Trin. / 2. So. n. Trin. —
Aussprache: War David ein Prophet? — Berichte: Freizeit badischer
Theologiestudenten / Jugendhilfe der Inneren Mission heute / Themen bei der 2. theol. Prüfung.

mit einiger Ehrlichkeit prüft. — Wir schießen aufeinander mit Worten. Achten wir einmal bei unseren Gesprächen, wieviel Pfeile, vor allem gegen Abwesende, abgeschossen werden! Und wäre es nur mit einem verächtlichen „Ach, der!“ usw. Dieses Pfeile-schießen meint doch Jesus mit Matth 5, 21 f. Meint Mose mit dem 8. Gebot. Wir lassen es nicht mit Worten bewenden. Im Zufügen oder noch vielmehr durch Verweigern und Ablehnen führen wir den Krieg gegen den anderen. Der Andere ist „unser natürlicher Feind“. Im „Freund-Feind-Verhältnis“ denkt jeder Mensch seit Kain, unserem Ahnherrn, aber so, daß letztlich ich ganz allein mein Freund bin und alle anderen meine Feinde (selbst wenn ich sie als Bundesgenossen eine Strecke weit benutze). Warum so? Es geschieht aus Angst und Sorge: Wenn ich nicht „schieße“, schießt der andere! „Ich bin gezwungen!“ (So schoß zum Schluß auch Ignaz!).

Was ist mit „Ich und Du“, dem Grundproblem der Gemeinschaft? Was ist mit dem „Ich“? — Das Ich ist gottgeschaffen. „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat. . .!“ (Luther); „Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin und daß ich dich, schön menschlich Antlitz habe. . .“ (M. Claudius). Aber dieses Ich ist auch eigentümlich gottgelöst und hat sich selbst zum Mittelpunkt für alles gemacht. Ich sehe die Welt nur noch aus meiner Perspektive; und das heißt auch: für mich. „Der kleine Gott der Welt“ entsteht (Goethe), dem alles zu dienen hat. Das Ich ist beherrscht von urgewaltigen, gemeinschaftswidrigen Trieben (vgl. die Psychoanalyse; nach Freud vom Sexualtrieb, nach Adler vom Wert- und Geltungstrieb). Das Ich ist ein Abrund geworden, in den wir selber nicht hineinzublicken wagen. Jesus kennt ihn: Matth. 15, 19!

Was ist für dieses Ich der andere Mensch, der Du? Ein Mittel zum Zweck, Material oder der Feind. Das geht hinein bis in unsere Gemeinschaften, in die Familien, Ehen, Freundschaften, Fabriken. Die Mutter, die Frau oft nur die Hausklavin. Man läßt die Eltern „fallen“, wenn man nichts mehr von ihnen hat. Die „Herrschaft“ entläßt in kritischen Zeiten unbedenklich die Hausgehilfin; die ihrerseits geht ebenso unbedenklich weg, oft in Zeiten größter Dringlichkeit, wenn sich etwas Besseres findet: „Es gibt keine Treue mehr!“, nur noch das unheimliche Streben, sich selbst durchzusetzen und zu behaupten. „Erst komme ich und dann lange nichts mehr und dann noch einmal nichts“, sagte der dicke Schneidermeister strahlend zu mir bei einem Besuch und hielt das für der Weisheit letzten Schluß.

Die Folgen? Die Welt, wie wir sie sehen: Kampf aller gegen alle in der Politik, der Wirtschaft, der Gesellschaft. Homo homini lupus! Millionen „Opfer, Erniedrigte und Beleidigte“. Das Ich selbst geht an innerer Verkrustung zugrunde. „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne . . .!“; „Wer sein Leben behalten will, der wirds verlieren . . .!“ (Matth. 16, 25 ff.).

Du und ich. In dieser Mordwelt ist mit Jesus Christus eine ganz neue Welt erschienen. Wir sehen an Jesus sofort etwas Besonderes: Er „schoß“ nicht mit. Er ist der einzige auf Erden, der nie auf einen anderen Menschen schoß! (Auch die „Wehe“ gegen die Pharisäer sind nur die dringlichste Form seines Ringens um ihre Seelen). Darum

ist das Kreuz fast „konsequent“. — Es ist noch mehr zu sagen. Nicht nur, daß er nie einen Menschen zum Material für sich machte, also degradierte, nein, seine Arbeit besteht darin, sie zu „erheben“. Aus Material macht er wieder den Menschen. Joh. 8, 1 ff: das Objekt der Lust wird der von Gott befreite und erneuerte Mensch. Luk.⁸ 5, 27 ff: das Objekt des Geldes und ausländischer Politik, Levi, wird Jünger. „Da wir noch Feinde waren“ (Röm. 5, 10), seine durchaus nicht ungefährlichen Feinde (Kreuz!), liebt er uns und erbarmt sich unser. Das ist die neue Welt, das Reich Gottes.

Diese neue Welt, die uns ergreift, wenn wir die Liebe Christi an uns gefallen lassen — das wollen wir doch?! —; zu der wir gehören, wenn wir im Glauben den Namen Jesu aussprechen; zu der wir uns gesellen, wenn wir nur ein einziges Gebet an den Vater Christi wagen, will nun auch in uns mächtig werden! Preist Christus die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Friedfertigen selig, dann hat er ganz wirkliche Menschen im Auge. Die gibt es also nun! In dieser Wolfswelt! Die Urchristen können sagen: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder“ (1. Joh. 3, 14). Durch Christus kommt es zu der kopernikanischen Umwälzung unseres Lebens: der falsche Mittelpunkt alles Kreisens wird abgetan, der echte wird entdeckt. Gott statt des Ich. Das ist: Du statt ich. „Es ist ein jeder für seinen Nächsten geboren“ (Luther). Das ist eine unerhörte Sache! Wir werden hier zum größten und schönsten Abenteuer unseres Lebens geführt. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Die Sache wird noch unerhörter. Christus baut eine Sprengpatrone in das Gehäuse unseres Lebens ein. Die heißt: der Nächste! — Das mit dem Nächsten ist auf alle Fälle ein Abenteuer. Denn das steht nun nie von vornherein fest, wer gerade mein Nächster ist, dem ich mit allem, was ich bin und habe, zu dienen habe. Im Alten Testament war der Nächste (im Unterschied zum „Fremdling“) der Blutsverwandte oder Volksgenosse. Bei den Pharisäern war das sogar verengt (gegen das „am haarez“) auf den religiösen Parteigenossen! Wir machen auch gerne den Versuch, die Nächsten stätisch festzulegen (vielleicht mit Hilfe einer Theologie der Schöpfungsordnungen). Dann können wir uns der konkreten Pflicht entziehen; vgl. den Schriftgelehrten mit seiner Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ (Luk. 10, 29). Der Nächste ist der Mensch, der mir im Wege liegt (Luk. 10, 30 ff.); der vor meiner Haustür dahinsieht (Luk. 16, 19 ff.); der mein, gerade mein Brot braucht, mein Kleid, meinen Besuch, mein Bekenntnis zu ihm (Matth. 25, 31 ff.). Wer hat ihn hingelegt, wer hat ihn hergeschickt? Der Zufall? Gott selber! Christus selber erscheint mir im Nächsten.

Dem Nächsten in der Liebe Christi zu begegnen, bedeutet nicht unseren Ruin (wie unser altes Ich fürchtet). Gott hat ja selbst den Schutz unseres Lebens übernommen. Die Angst, die die Quelle unseres unmenschlichen Verhaltens ja ist, ist unnötig. (Ignaz braucht nicht zurückzuschießen!) Wir haben Rückendeckung. Ganz im Gegenteil, der Nächstendienst, die echte Begegnung mit dem Nächsten macht unser Leben reich. Nimmt die Verkrustung, unter der unsere Seele sonst stirbt. „Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“ Einen wunderschönen Be-

leg dafür finden wir in jener Heilung des geizigen Pfarrers, die in „Sara Alelia“ (II. Buch, Kap. 1) erzählt wird. Der vom fürchterlichen Geiz Gequälte richtet sich selbst zugrunde. Bis eine Sterbende ihm befiehlt, ihre verwaisten Kinder zu sich zu nehmen. Wie schön, wie Fessel um Fessel sich bei ihm löst. — Schlatter erzählt, wie seine elterliche Familie gesegnet war durch das idiotische Kind („Erlebte“). — Finden wir das Du, dann werden wir wieder das wahre Ich. Rudolf Bössinger.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

Trinitatis: 2. Korinther 13, 11—13

I. Trinitatis.

Das Fest der heiligen Dreieinigkeit steht an einem Wendepunkt des Kirchenjahres. Es schließt seine festliche Hälfte ab und leitet seine festlose Hälfte ein. Das ganze Jahr über betet die Christenheit den dreieinigen Gott an. Deshalb steht das Trinitatisfest im Mittelpunkt des Kirchenjahres.

Wenn wir von Gott reden, können wir nur trinitarisch reden. Denn Gott hat sich uns in dreifacher Weise offenbart. Nur weil Gott sich uns offenbart, können wir überhaupt etwas von ihm wissen, ihn bezeugen und zu ihm beten. Jede Offenbarung Gottes ist eine Selbstenthüllung seines Wesens, keine Mitteilung von etwas Wissenswertem über ihn. Indem er sich uns offenbart, befriedigt er nicht unsere Neugier über die Geheimnisse „höherer Welten“, sondern er nimmt uns persönlich für sich in Anspruch. Aus der persönlichen Anrede Gottes an uns und seinem persönlichen Handeln mit uns erwächst unser Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott. Es ist also gar nicht unserer Willkür anheimgegeben, wie wir von Gott reden wollen. Wir müssen so von ihm reden, wie er selbst mit uns redet und handelt.

Es ist kein Zufall, daß die großen Feste des Kirchenjahres Christusfeste sind. Indem das Wort Fleisch wurde und unter uns zeltete, wurde es zur menschlichen Wirklichkeit und damit zu unserer Wirklichkeit. Von hier aus gewinnen wir am ersten den Zugang zum Herzen Gottes und damit zum Verständnis seines Wesens, seines Handelns und seines Willens. Christus steht im Mittelpunkt der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit unseres Lebens. Er ist der vollkommene Mensch, der die Krone der Schöpfung ist und zugleich die Wende der Zeiten. Er stellt in sich die paradiesische Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen wieder her, wie sie im Anfang war, und führt die Geschichte der Welt ihrer Vollendung entgegen. Die vollendete Welt ist das Reich Gottes. Wiederbringung und Vollendung werden durch die Erscheinung Jesu im Fleisch in Bewegung gebracht. Dadurch offenbart sich uns der Sinn alles schöpferischen Handelns Gottes.

Gott schafft durch sein Wort, erlöst durch sein Wort und richtet die Welt mit seinem Wort. Dieses Wort ist das Mittel und der Ausdruck seines Geistes. Jede Begegnung, die wir mit Gott haben, ist also geistiger Art. Und doch hat der Vater und der Sohn seiner Gemeinde noch eine besondere Mitteilung seines Geistes vorbehalten. Das ist die, daß er mit seinem

Geist in uns Wohnung macht, das Zeit, das Jesus nach seiner Himmelfahrt abgebrochen hat, hat er mit der Sendung des Heiligen Geistes wieder in uns aufgeschlagen. So ist er bei uns alle Tage bis an der Welt Ende.

Der moderne Mensch unserer Tage kann mit der Trinitätslehre der Kirche wenig anfangen. Er versteht sie nicht, weil ihm das Wesen der Offenbarung Gottes fremd geworden ist. Er hat sich daran gewöhnt, einer persönlichen Begegnung mit Gott aus dem Wege zu gehen. Er nimmt seine Gaben nicht an und hört nicht auf seine Anrede. Statt dessen bemüht er sich, mit Abstand von der Wirklichkeit Gottes über ihn zu philosophieren. Von diesem Standpunkt aus muß ihm das Reden und Handeln Gottes verschlossen bleiben. Seine Unfähigkeit, Gott zu erkennen (vergl. 1. Kor. 2, 14—16) offenbart er durch seine Kritik am christlichen Bekenntnis. Er meint, die Trinitätslehre sei heidnische Vielgötterei. Es gibt nur einen Gott! Oder wenn Gott sich uns offenbart, dann jedenfalls nicht trinitarisch, sondern in unzähligen Arten und Formen. Der Vorwurf der Vielgötterei wird durch das biblische Verständnis der Trinität als Offenbarung entkräftet. Zu der anderen Behauptung, daß die Offenbarung Gottes sich durch die Trinität nicht begrenzen lasse, ist zu sagen, daß sich Gott uns wohl vielfach und auf mancherlei Weise offenbart, daß diese Offenbarungen aber nicht über sein schöpferisches Handeln, über sein Erlösungswerk in Christus und über die Wirkungen seines Heiligen Geistes hinausgehen oder von ihnen zu trennen sind.

Diese stichwortartigen Bemerkungen zur Trinitätslehre mögen als Hinweise für den ersten Teil der Predigt dienen, in dem auf die grundsätzliche Bedeutung des Trinitätisfestes eingegangen werden kann. Ich halte das für notwendig. Wir sind unseren Gemeinden ein klärendes Wort über die Trinitätslehre der Kirche schuldig.

II. Zum Text:

1. V. 13. Paulus grüßt seine Gemeinde mit dem trinitarischen Gruß. In ihm faßt er alles zusammen, was er den Korinthern zu sagen hatte. Er hat ihnen mancherlei zu sagen gehabt, z. T. sehr ernsthafte Dinge. Unter ihnen herrschte Unfrieden und Uneinigkeit, Mangel an Zucht und Heiligung. Außerdem hatten sie Paulus in häßlicher Weise verdächtigt und angegriffen. Der Apostel hat dazu Stellung genommen.

a) Nun weist er sie noch einmal auf die Gnade Jesu Christi hin, in dessen Namen er ihnen die Versöhnung gepredigt hatte. Wie viel hat Christus für sie geopfert, wie wenig haben sie ihm gedankt! Dennoch wird er nicht müde, sie weiter in Geduld zu tragen, sie zu reinigen und sie zu erneuern und sie in seine Gemeinschaft aufzunehmen. Sieht es in unseren Gemeinden anders aus als bei den Korinthern? Unfrieden, Unsauberkeit und häßliche Kritik gerade an den Menschen, denen wir am meisten verdanken! Wir wissen alle, daß Unfriede, Zuchtlosigkeit und Denunziation in unserem Volke böse Früchte gezeitigt haben. Danach sind wir aber nicht gefragt. Wir sind danach gefragt, wie es mit uns selber steht. Den anderen gegenüber mögen wir Christen uns noch ganz gut ausnehmen. Das ist aber ein falscher Maßstab, den wir da an uns anlegen. Unser Maßstab ist Christus, der uns teuer erkauft hat. Wo ist unser Dank für das, was Christus an uns getan hat? Wie wenig Menschen werden durch uns zur Anbetung Gottes

geführt! Unser wohltemperiertes Christentum hat noch keine Bewegung in unserer Umgebung ausgelöst. Aber unsere Lieblosigkeit und Zuchtlosigkeit hat man wohl bemerkt. Deswegen leben auch wir von der Gnade Jesu Christi, aus der eine gute Frucht hervorwachsen muß, wenn wir uns ihrer in vollem Umfange bewußt werden.

b) Die Liebe Gottes. Die Welt ist überreif zum Gericht. Aber Gott hat versprochen, daß nicht aufhören soll Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Trotz des Unfriedens in der Welt bleibt er der Gott des Friedens. Trotz unserer Habsucht und Unbarmherzigkeit erhält er weiter unser Leben. Und wenn er uns heim sucht, zerbricht er uns und unser Werk, um uns neu aufzubauen. Wir müssen immer wieder daran denken, wieviel Gutes er uns schon getan hat, um das Werk seiner Liebe an uns auch heute zu erkennen. Es gibt viele Dinge in unserem Leben, die uns an der Liebe Gottes irre werden lassen. Eine Tatsache aber muß doch alle Zweifel an seiner Liebe in uns überwinden. Das ist die Tatsache, daß er seinen Sohn für uns dahingab. Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? So kommen wir durch die Liebe Jesu immer wieder zu neuer Gewißheit der Liebe Gottes.

c) Die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Gott ist treu in seiner Liebe, aber wir sind ihm nicht treu. Wir sind kieingläubig, schwach und trotzig und können darum nicht bei Jesus bleiben, wenn er selbst nicht durch seinen Geist Wohnung in uns macht. Darum unser Gebet, daß der Geist zu uns komme, daß er uns in alle Wahrheit leite, uns tröste und erneuere. Aus dieser Erneuerung des Heiligen Geistes erwächst unsere Gemeinschaft untereinander, die wir auch als Christen so wenig pflegen. In unserer Zeit erleben wir eine Auflösung der Gemeinschaft. Ueberall ist man bestrebt, sich abzusondern und sich von anderen Menschen abzuschließen. Dieser Zeitgeist wirkt sich auch in der Kirche aus. In unserer evangelischen Kirche beobachten wir einen geradezu satanischen Hang zur Zersplitterung. Und trotz der warnenden Zeichen der Zeit können wir auch in der einzelnen Gemeinde immer noch nicht zur Gemeinschaft finden. Das kann nur anders werden, wenn wir noch viel ernster als bisher um die Gabe des Heiligen Geistes bitten und aufhören, durch unsere Unbrüderlichkeit und durch das Wichtignehmen unserer eigenen Person den Geist zu betrüben.

2. V. 11. Was das praktisch heißt, dem Geiste Gottes Raum zu geben und damit dem Gott der Liebe und des Friedens in der Nachfolge Jesu zu dienen, sagt uns der Apostel in Vers 11. Es heißt, fröhlich sein in Gott trotz der Not der Zeit, sein Leben bessern, sich gegenseitig helfen durch Trost und Ermahnung und einmütig sein in gegenseitiger Achtung und Demut. Das alles ist zugleich Voraussetzung und Frucht des Geistwirkens. Gott hat uns in seiner Kirche große Gaben des Heiligen Geistes gegeben. Wenn wir sie nicht gebrauchen, gehen sie uns verloren. Denn jede Gabe Gottes ist auch eine Aufgabe. Die Geschichte der Kirche ist ein erschreckendes Zeugnis für das Gericht Gottes über seine Gemeinde, die seine Gaben hat verkümmern lassen. Aber für eine Wiedergeburt der Kirche ist es noch nicht zu spät. Vielleicht hat Gott heute gerade deshalb ein so schweres Gericht über uns verhängt, um uns eine neue Stunde seiner Gnade zu schenken, eine Stunde der Wiedergeburt durch seinen Heiligen Geist.

Dr. Christian Biedermann.

1. Sonntag nach Trinitatis: Phil. 3, 7—11

I.

Im Gegensatz zu seinen judaistischen Gegnern (V. 2) schildert Paulus in unseren Textworten sein neues Leben als Christ. Er könnte sich auch wie jene menschlicher, religiöser und moralisch-sittlicher Vorzüge rühmen und erwähnt diese auch in V. 5—6. Er hielt sie einmal ebenso wie seine Gegner für einen Gewinn (*κερα*). Aber seit ihm Christus der „Gewinn“ geworden ist, erachtet er alles andere für einen „Verlust“ oder „Schaden“ (*ζημια*), (V. 7). Er tat dies nicht nur damals, als ihm der auferstandene Christus vor Damaskus erschien. Er betrachtet auch jetzt noch nach jahrelangem Wirken und Leiden für Christus seine frühere, pharisäisch-gesetzliche Wertung aller Dinge für einen Schaden gegenüber dem „Vorzug“ oder der „Vortrefflichkeit“ (*το υπερεχον*) der Erkenntnis Jesu Christi (V. 8). Auch im Blick auf sein künftiges Leben hält er, um Christi willen alles andere sogar für einen „Dreck“, für etwas, was man als wertlos wegwirft (*σκυβαλα*). Denn seine einzige Lebensaufgabe erblickt er fortan darin, „Christum zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden“. Er möchte den Gewinn, der ihm Christus schon bedeutet, noch stärker und tiefer an sich erfahren und seine Existenz nur in dem Lebenselement des Christus haben (vgl. 2. Kor. 5, 17). Zur näheren Bestimmung seines neuen Lebens mit Christus wendet er sich dem Zentralbegriff, um den es in der Frömmigkeit der Juden, Judaisten und seiner selbst geht, zu: der „Gerechtigkeit“. P. will nicht wie seine Gegner die Gerechtigkeit „aus dem Gesetz“ besitzen, die auf der Erfüllung des Willens Gottes aus eigener Kraft des Menschen beruht. Ihn verlangt nur nach der Gerechtigkeit, die Gott gibt und welche sich „auf den Glauben an Christus“ gründet (V. 9), den Gott „für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir“ würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ (vgl. 2. Kor. 5, 21). Als weitere Aufgabe seines Lebens sieht P. vor sich ein immer neues Erkennen Jesu Christi, worunter er aber nicht eine verstandesmäßige, sondern eine lebendige, Leib, Seele und Geist umfassende Erfahrung Christi versteht. Dies bestätigt der Umstand, daß P. die Kraft der Auferstehung Christi, diese schöpferische und erneuernde Kraft kennenlernen möchte, die er auch in der Taufe bereits wirksam sieht (vgl. Röm. 6, 4 und Kol. 2, 12). Ferner sucht er „die Gemeinschaft der Leiden“ seines Herrn bis zur Annahme „der Gestalt seines Todes“, also des Märtyrertodes zu erleben (V. 10), (vgl. 1. Kor. 15, 31; 2. Kor. 4, 10; Gal. 6, 14). Endlich gibt er sich ganz demütig und bescheiden der Hoffnung hin, „ob er etwa zu der Auferstehung der Toten“ hingelangen möchte (V. 11). So wenig er an der Auferstehung von den Toten und zwar der zur Herrlichkeit zweifelt (vgl. cp. 5, 21; 1. Kor. 15), so sieht er doch in seinem eigenen Teilhaben an ihr nicht etwas, das er sich selbst erringen könnte, sondern nur ein Geschenk seines Herrn, auf das er zu hoffen wagt. Darum *ει πως* und nicht *ωα*!

II.

Die Predigt hat die Aufgabe, im Blick auf die Gestalt des Paulus den Inhalt eines wahren Christenlebens darzustellen und die Gemeinde aufzurufen, Christum mehr und mehr zu gewinnen und das Leben mit ihm zu ergreifen. Sie kann dabei von der Tatsache ausgehen, daß wir

Menschen uns bei unsern Entscheidungen oft von der Frage nach dem Gewinn oder dem Verlust einer Sache bestimmen lassen. P. rückt selbst das Christsein unter diesen Gesichtspunkt und stellt uns die Frage nach dem Gewinn oder Verlust im Leben eines Christen und antwortet uns: 1. Ein Christ kennt in seinem Leben nur einen Gewinn, dem gegenüber ihm alles andere als Verlust erscheint (Christus). 2. Ein Christ hat darum in seinem Leben nur eine Aufgabe, an diesem Gewinn (Christus) einen immer größeren Anteil zu erhalten.

Zu 1. Jedes Christenleben ist in einer Begegnung mit dem lebendigen Christus begründet und nimmt daher seinen Anfang, sei es, daß Christus einem Menschen wie Paulus in wunderbarer Weise erscheint, sei es, daß er durch sein Wort und Sakrament uns anspricht. Begegnet uns Christus in seiner ganzen Wirklichkeit und mit seiner Gewalt, dann bewirkt er in uns und unserm Leben eine Umwertung aller Werte. Er wird uns zum einzigen Gewinn, und zwar dadurch, daß er uns gewinnt. „Die Sonne hat dann gesiegt über alle Lampen und Laternen, die die Menschen angezündet haben“ (K. Heim). Als Verlust erscheint uns dann sowohl ein auch äußerlich bankerottes Leben wie das des „verlorenen Sohnes“, als auch ein äußerlich erfolgreiches wie das des „reichen Kornbauern“. „Denn, was hülfte es dem Menschen...!“ Eine verlorene Sache ist uns dann auch alles bisherige Gottsuchen, das wir auf den Wegen z. B. wissenschaftlicher Forschung, mystischer Schau oder praktisch sozialer Arbeit unternommen haben. Denn Christus ist der Weg zum Vater! Als verlorene Liebesmühe erscheint uns auch wie einst P. alles eigene, sittlich-moralische Streben aus eigener Kraftanstrengung sowie alles Pochen auf unsere Vorzüge und Leistungen vor Gott. Denn nur Christus ist uns dann noch die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt! Christus, der am Kreuz für uns zur Ungerechtigkeit geworden ist, um uns seine Gerechtigkeit zu verleihen, ist dann unsere einzige Existenz- und Lebensmöglichkeit vor Gott. Daß wir vielleicht gerade bei unserer bisherigen sog. gottesfürchtigen Lebensführung bewußt ohne Christus auszukommen versuchten, ihn als Erlöser verwarfen, seine Gemeinde verachteten oder gar bekämpften, wird uns dann nicht nur den Verlust, sondern sogar den Schaden unseres bisherigen Seins und Handelns offenbaren — ähnlich, wie es P., dem ehemaligen Verfolger Christi und seiner Gemeinde, erging. Unter dem Einfluß einer wahren Christusbegegnung werden wir uns veranlaßt sehen, den Bankerott unseres eigenmächtigen und selbstgerechten Wesens und Lebens, unseres Denkens und Strebens bei Gott anzumelden und nur noch auf den Gewinn vor Gott zu vertrauen wagen, den er uns durch Christus und seine Gerechtigkeit gegeben hat und gibt, gleichsam als den einzigen Kredit, mit dem wir ein wahres Leben vor Gott beginnen und führen können. Ist diese Entscheidung für den einzigen Gewinn, vor dem alles andere zum Verlust und Schaden wird, bei uns noch nicht gefallen, dann ist uns der lebendige Christus noch nicht wahrhaftig begegnet. Dann sind wir entweder einer Begegnung mit ihm immer wieder ausgewichen, oder er hält sich vor uns noch verborgen. In beiden Fällen bleibt uns bei allem Ernst des Suchens und Ringens um die Entscheidung nur die Bitte: Herr, hilf uns, dich recht suchen und laß dich von uns finden!

Zu 2. Ist Christus durch seine Gnade der Gewinn unsres Lebens geworden, dann wird es unsere Lebensaufgabe sein, mit seiner Hilfe immer größeren Anteil an ihm zu erlangen. Der „Vorzug“ und die „Vortrefflichkeit der Erkenntnis Jesu Christi“ wird uns zunächst daran hindern, daß wir unser Sein und Leben vor Gott wieder auf die Selbst- und Werkgerechtigkeit gründen, eine Gefahr, der wir besonders bei einem ernstesten, eifrigen Heiligungsstreben erliegen können. Ist uns Christus als der einzige Grund unserer Gerechtigkeit vor Gott aufgegangen, dann wird uns dies davon abhalten, nach irgendeinem andern zu verlangen. Ist ferner Christus einmal unser Lebenselement geworden, dann wird uns kein anderer Wunsch erfüllen als der, mehr und mehr nur in ihm lebend „erfunden zu werden“. Dieser Wunsch kann durch ein immer tieferes Eindringen in die Erkenntnis Jesu Christi in Erfüllung gehen. Niemals werden wir in unserm Leben damit fertig werden, die Schätze der göttlichen Weisheit, die in Christus verborgen liegen, zu heben, oder sie uns durch ihn erschließen zu lassen. Wir werden hier von Christus selbst von einer Klarheit zur andern geführt, wofür die wachsende Christuserkenntnis des P. und der anderen Apostel ein anschauliches Beispiel gibt. Ebenso dürfen wir die Kraft der Auferstehung Jesu Christi, diese schöpferische Macht, die täglich unser Wesen nach Gottes Bild und unser Leben nach seinem Willen umgestalten kann und will, an uns erfahren. Und sollten wir gar um Christi willen leiden, oder gar sterben müssen, so können wir uns in die Gemeinschaft seiner Leiden hineinbegeben. Darin wird uns Christus das Kreuz, das wir um seinetwillen tragen, als ein unveräußerliches Zeichen eines wahren Christenlebens enthüllen. „Will mir jemand nachfolgen. . .!“ Wir werden aber auch die Kraft der Leidensgemeinschaft mit ihm, die bereits ein Teil der Kraft seiner Auferstehung, d. h. seiner ewigen, göttlichen Lebenskraft ist, empfangen. „Laß dir an meiner Gnade genügen. . .!“ Zuletzt dürfen wir auch demütig und bescheiden der Hoffnung leben, daß wir an das große Ziel unseres Christenlebens gelangen, den höchsten Anteil an dem einzigartigen Christusgewinn erhalten dürfen: unser Teilhaben an der Auferstehung von den Toten. „Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn!“ So ist es unsere Aufgabe nach unsrer ersten entscheidenden Christusbegegnung, Christum gewinnen: „Dies Eine ist not!“

Dr. Hans Barner.

2. Sonntag nach Trinitatis: Phil 3, 12—15 a

Zum Textzusammenhang und -verständnis. Die „Freudenepistel“ verschweigt nicht den Ernst der Entscheidung zwischen der Gerechtigkeit aus dem Glauben und der auf selbstgewählten (hier judenchristl.) Wegen erstrebten Gerechtigkeit. Paulus stellt sich selber als Beispiel hin (V. 17a!) für die Umwertung und Umwälzung, die die Glaubensgerechtigkeit gegenüber der Gesetzesgerechtigkeit hervorruft. In der Perikope des vorhergehenden Sonntags wird mit starken Worten diese Umwälzung beschrieben. Es wird auch das Hochziel genannt, zu dem die Gerechtigkeit aus dem Glauben führt, nämlich die Kraft der Auferstehung Christi und die Gemeinschaft seines Leidens und Sterbens zu erkennen und zur seligen Auferstehung zu gelangen. Das bedeutet

ja schon ganz eindeutig, sich an die Grenze führen zu lassen, an der alles eigene Frommsein einfach aufhört und nur noch gilt, „in Christus erfunden“ zu werden, das heißt mit Christus zu sterben und mit ihm zu leben.

Wenn nun die Phil. dem entgegen wollten, daß das ja bei P. gerade geschehen sei, daß, wenn er schon sich selber als Beispiel anführe, bei ihm doch dieses Ziel erreicht sei, so weist der Apostel in den Versen unserer Perikope gerade darauf hin, daß es das nicht gebe. Die rechte christliche Heilsgewißheit besteht nicht in einem Haben oder Besitzen, Ergriffen-haben oder Vollkommen-sein, sondern darin, daß ich einzig auf das Ziel, auf den Kampfpriest hin, ausgestreckt bin. Denn dieser Kampfpriest ist die Berufung durch Christus, die als göttliche Berufung unwiderruflich fest ist.

Der Skopus unserer Perikope liegt also in der Abwehr einer falschen Sicherheit. Weil davon für den ganzen Christenstand so viel abhängt, ist der ganze Abschnitt (wie der vorhergehende) leidenschaftlich bewegt. Es ersteht vor uns das Bild des Wettkämpfers, der mit leeren Händen dahinjagt und nur das Ziel und die vor ihm liegende Strecke der Rennbahn vor Augen hat, der gar nicht anders kann als laufen, weil der Ruf Gottes in Christus über ihm steht und ihn nicht losläßt (vgl. die Auslegung Karl Barths in seiner „Erklärung des Philipperbriefes“ S. 102—109).

Zur Exegese. V. 12 *ελαβον* ohne Objekt. *ουχ ηδη* „noch nicht, das gilt prinzipiell für die christliche Situation: daß man noch nicht ergriffen hat, noch nicht, auch nicht teilweise, am Ziel ist“ (Barth). *τετελειωμαι* vollkommen: vielleicht das Stichwort der judenchristlichen Irrlehrer, die auf ihre Vollkommenheit pochten. Zu 12 a Bengel: In summo fervore sobrietatem spiritualem non dimittit apostolus. *εφ ω* „daraufhin daß“ gibt den Grund an, auf den hin er hofft zu ergreifen und festzuhalten (*καταλαβω*). Anspielung auf das Damaskuserlebnis.

V. 13 *ουπω* gehört zu *κατεληφεναι*. *εν* bezieht sich auf den ganzen folgenden Satz 13 b und 14. Zu ergänzen: „gilt“ oder „sage ich“ (Luther) oder „denke ich“. Die beiden Partizipien sind vor das Endverbum gestellt, um ihre Bedeutung hervorzuheben. *επεκτεινωμενος*: die vorgebogene Haltung des sich Austreckenden weist im Gegensatz zu dem Vergessen des Zurückliegenden auf das leidenschaftliche Erstreben dessen hin, was vornliegt. Bengel: *oculus manum, manus pedem praevertit et trahit*.

V. 14. In der lebhaften, beinahe erregten Redeweise geht die Ausführung des Apostels immer mehr in das Bild und in die Ausdrucksformen des Wettkampfes über. Darum wird als Ziel (*κατα σκοπον* = zielwärts) *το βραβειον* der Kampfpriest genannt. Dazu der gen. subj. *της ανω κλησεως* „der droben in Kraft stehenden Berufung“ (Barth): Die Berufung bringt den Kampfpriest ein. Darum meint auch Dibelius, man müßte Berufung hier als Herrlichkeit verstehen, aber eben nur in dem Sinn, daß sie droben in Geltung steht und darum verborgen ist. Gott ist der Urheber, Christus der Vermittler dieser Berufung.

V. 15. *τελειοι* vollkommen im Sinn der Gerechtigkeit aus dem Glauben. Es wird jeder Leser des Briefes vor die Frage gestellt, ob er sich zu den Vollkommenen nach paulinischer Art oder zu denen nach judaistischer Art rechnen will. *τουτο*. Bengel: *hoc unum*. Es ist eine Ent-

scheidung, die ein anderes Denken, ein anderes Streben schlechterdings ausschließt.

Zur Predigtgestaltung: Am besten wird man ausgehen von der Theologie des Apostels P.: „Allein durch den Glauben“. Das weitverbreitete Mißverständnis meint, daß der Stand eines solchen wahrhaft evang. Christen Passivität, Gelassenheit, Unbewegtheit sei. Aber so wenig Phil. 2, 12 und 13 Gegensätze sind, sondern vielmehr der 13. V. den 12. begründet (wenn auch nicht nach der ratio, so doch nach dem Heilsverständnis), so wenig steht die Glaubensgerechtigkeit im Widerspruch zu der höchsten und angespanntesten Aktivität des Christenmenschen. Ein durch den Glauben Gerechter ist kein Quietist, sondern er gleicht dem Läufer in der Kampfbahn, der das Letzte aus sich herausholt.

Wir sollten genau so unbefangen, wie es der Apostel in unserem Text tut, das Bild des Wettläufers in der Predigt verwenden. Dabei dürfen wir nicht der Versuchung nachgeben, dieses Bild in allen Einzelheiten nachzuzeichnen und auszudeuten, sondern es kommt nur darauf an, gleichsam diese eine Phase festzuhalten und der Gemeinde vor Augen zu stellen, wie der Wettläufer unter entschlossener Anspannung aller Kräfte und strengster Konzentration des ganzen Willens vorgeneigt nur auf das Ziel starrt und geradewegs darauf losjagt. Das ist das Bild des Christen, die leeren Hände ausgestreckt, immer in Bewegung, nie in Ruhe, das Ziel immer vor sich, aber nie in Händen, darum immer kämpfend, nie triumphierend. Das ist nicht nur das Bild des „kleinen Mannes“ unter den Christen, sondern auch eines P., der mehr gearbeitet hat als alle andern. Wenn P. sich selber beispielhaft in diesem Bild zeichnet, redet er nicht so aus christlicher Bescheidenheit, weil er sich nicht über die andern erheben will, sondern die Haltung Gott gegenüber kann auf alle Fälle nur so sein.

Dieser einseitige Blick nach vorn, unentwegt und beharrlich, der dem Christen eigen ist, schließt ein Wegblicken, ja Vergessen alles dessen ein, was zurückliegt, nicht nur dessen, was in der Umwertung durch Christus als Schaden, ja Kot angesehen wird, sondern auch dessen, was er erreicht und ergriffen hat. Gerade diese Tatsache kann der Gemeinde nicht eindringlich genug verkündigt werden, weil sie immer wieder in der Gefahr steht, „auf ihren Lorbeeren auszuruhen“, d. h. mit Befriedigung auf das im Kirchenkampf, für das Hilfswerk oder zu ihrer Verlebendigung Erreichte zurückzublicken.

Ist eine solche Haltung möglich? Muß der Christ nicht darin ermüden? Ist das nicht eine Ueberforderung? P. sagt, das wäre es, wenn nicht Christus Jesus mich ergriffen hätte. Weil Christus mein Herr geworden ist, weil er in seinem Geist mich gepackt hat, weil sein Ruf mich nicht mehr losläßt, weil er mich in Bewegung gesetzt hat, darum kann ich „so einseitig“ auf das Ziel losgehen, auch wenn ich nichts in Händen habe, ja wenn ich alles loslassen, hergeben, vergessen muß, was in der anderen Richtung liegt. Meine Anstrengung, meine Kraft, mein Kampf, sogar meine rechte Haltung können, ja werden zu einer falschen Sicherheit werden, wenn sie etwas anderes sind als der Ausdruck des Ergriffenseins, des Gerufenseins.

Es kommt darauf an, daß wir hier den paulinischen Gegensatz klar herausstellen: nicht das Ergriffen-haben, sondern das von Christus Ergriffen-sein begründet den Christenstand. Das gilt gegen alle Werkgerechtigkeit und gegen jede Form von Perfektionismus. Und gegenüber aller Verzagtheit, Müdigkeit und Oede unseres Christenlebens kann wiederum nur das eine gesagt und gezeigt werden: das Ergriffen-sein (= die Berufung) ist zugleich Verheißung, Hoffnung, Herrlichkeit. „Wer die droben in Kraft stehende Berufung besitzt, weiß, daß er mit diesem Besitz in seiner grenzenlosen Armut reich ist“ (Barth).

Die applicatio am Schluß kann mit V. 15 a nur die sein, daß wir die Mahnung annehmen, die in dem Beispiel des Apostels gegeben ist (Luther nicht wörtlich, aber sinngemäß: Laßt uns also gesinnt sein). Die Berufung durch Christus steht am Anfang und am Ende, sie ist Begründung und Ziel unseres Christenlebens. Darum wiegen wir uns nicht in eine falsche Sicherheit und begnügen uns nicht mit satter Selbstzufriedenheit, sondern sind stets im Laufen nach dem Ziel. Vollkommene, ganze, rechte Christen sind die Unvollkommenen, die in steter Bewegung Befindlichen. „Ein Christ ist immer im Werden, nie im Gewordensein“ (Luther).

Ein einleuchtendes Predigtthema bietet Paul Klein: „Vom Vollkommensein und vom Vollkommenwerden“ mit den beiden Unterteilen 1. Vollkommensein — das ist unser unendliches, leuchtendes Ziel. 2. Vollkommenwerden — das ist unsere endliche, schwere Aufgabe. Doch ist hierbei die Gefahr, in einen Synergismus zu geraten, der dem Skopus des Textes zuwiderläuft. — Sehr lesenswert sind auch die Predigten von Gustav Benz in „Von Christus ergriffen“ S. 99 und von Karl Heim in „Stille im Sturm“ S. 184.
Berthold Kühlewein.

ZUR AUSSPRACHE

War David ein Prophet?

Nüchtern und klar ist die Antwort, die Dragendorff auf obige Frage gegeben hat; ich kann seinen Ausführungen im wesentlichen nur zustimmen. Bei der Darstellung der biblischen Gestalten müssen wir alle Idealisierungsversuche, wie sie oft in einer falschen Apologetik geübt worden sind, vermeiden. So dürfen auch die dunklen Stellen im Bilde des Königs Davids nicht übermalt, sondern müssen — wollen wir das biblische Bild nicht verderben — in ihrer Konkretheit beibehalten werden. Wenn dabei auch manche uns lieb gewordenen Vorstellungen, die sich im Laufe der Geschichte des „Biblizismus“ von der Tugend der frommen Väter ausgebildet haben, zerstört werden, so wird dadurch der Wert des in der Bibel enthaltenen Gotteswortes nicht beeinträchtigt. Dabei kann auch die Vorstellung von der Buße des David nicht ausgenommen werden; in diesem Punkte glaube ich Dragendorff ergänzen zu müssen.

Ohne Zweifel hat David seine Sünde, die Nathan ihm vorgehalten hat, erkannt und sie auch in einer öffentlichen Bußübung vor Gott und den Menschen bekannt; doch haben wir von dieser Buße den Eindruck, daß sie mehr nur „ein Fasten und leiblich sich Bereiten“ gewesen ist,

das sogar von dem Zweckgedanken begleitet wird, dadurch eine Genesung des todkranken Kindes der Bath-Seba zu erreichen. — „Wenn es aber tot ist, was soll ich fasten?“ — sagt David, als man ihn fragt, warum er aufhört mit dem Fasten (2. Sam. 12, 24). Von einer wirklichen Herzensreue, die einen inneren Wandel des ganzen Menschen zur Folge gehabt hätte, kann doch wohl bei David — das zeigen auch die Ausführungen von Dragendorff — nicht die Rede sein. Diese Auffassung wird bestätigt durch die Geschichte von der Zerstörung der Stadt der Ammoniter — Rabba — durch David, wie sie am Ende desselben Kapitels 2. Sam. 12, 31 erzählt wird: „Aber das Volk drinnen führte er heraus und legte sie unter eiserne Sägen und Zacken und eiserne Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen. So tat er allen Städten der Kinder Ammon.“ Die Auffassung, es hätte sich bei dieser Kriegsmaßnahme lediglich um eine Verwendung der Gefangenen als Zwangsarbeiter an den Sägen, Zacken und Oefen gehandelt, erklärt sich lediglich aus dem Bestreben, das Aergernis an diesem Bericht zu beseitigen, hat jedoch keinerlei Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Prof. Dillschneider hat in dem Entwurf einer Dogmatik auf die grundlegende Bedeutung der „Umkehr“ des David hingewiesen, der gerade in der Behandlung der Kriegsgefangenen nicht wie Saul ungehorsam gewesen wäre, sondern den göttlichen Befehl des „Bannes“ unbedingt durchgeführt hätte. Die Tat des David, wie grausam sie uns heute erscheint, war nach alttestamentlicher Gesetzesauffassung ein Straftakt der Gerichtsgewalt Israels über die heidnischen Völker. Daß bereits gegen die Gesetzesstrenge im Alten Testament ein Widerspruch laut geworden ist, beweist die Bemerkung in 1. Chron. 22, 8, da David zu Salomo spricht: „Aber das Wort des Herrn kam zu mir und sprach: Du hast viel Bluts vergossen und große Kriege geführt, darum sollst Du meinem Namen nicht ein Haus bauen, weil du so viel Bluts auf die Erde vergossen hast vor mir.“

Welche Bedeutung aber gewinnt dann die Frage: „War David ein Prophet?“ Kann er dann noch als ein Prophet in Betracht kommen für die Messianität Jesu als des Mittlers des neuen Bundes? Wir dürfen dieser Frage nicht ausweichen, sondern sie ganz ernsthaft stellen und werden dabei zu der Einsicht gelangen: Trotz seiner nach unsrer Beurteilung sündhaften Haltung war David ein Prophet und hat als solcher auf Jesus als den Christus prophetisch hingewiesen. Die Gabe des Heiligen Geistes beruht gerade auf der Einsicht, daß das Alte Testament die Prophetie, d. h. die Weissagung auf das Neue Testament in sich trägt. Freilich müssen wir uns dabei darüber klar sein, daß die Weissagung unabhängig ist von der religiös-sittlichen Qualität eines Propheten. Ein Prophet ist ein Werkzeug Gottes, das Er zu seiner Botschaft gebraucht. Als der Hohepriester Kaiphas in seinem Urteil über Jesus den Ausspruch tat: „Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe“ heißt es von ihm: Evang. Joh. 11, 51: „Solches aber redete er nicht von sich selbst, sondern dieweil er desselbigen Jahres Hohepriester war, weissagte er.“

David aber hat geweissagt in einem noch viel tieferen Sinne. Er hat über sein eignes Königtum, das vergänglich und nichtig war, hinausge-

wiesen auf das Königtum des kommenden Christus, dessen Reich ewig ist. Darum wird David in der Pfingstpredigt des Petrus als der Antitypos verwendet zu dem Christus, der in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus von Nazareth erschienen ist. Die Gegensätze werden immer wieder gezeigt: „Lasset mich frei reden von dem Erzvater David: Er ist gestorben und begraben und sein Grab ist bei uns bis auf diesen Tag.“ Von Jesus aber wird gesagt nach der Prophetie Davids gemäß Ps. 16: „Diesen Jesus hat Gott auferwecket, des sind wir alle Zeugen.“ Apg. 2, 29 und 32 — und weiter: „David ist nicht gen Himmel gefahren. Er spricht aber: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten“ — 34 ff. Dies Wort hat sich an Jesus erfüllt. Genau dieselbe Argumentation durch die Prophetie des David findet sich in der Predigt des Apostels Paulus, besonders deutlich Apg. 13, 33—37.

Es wird gerade heute großer Wert darauf zu legen sein, daß diese Prophetie des David wirklich wieder im biblisch-neutestamentlichen Sinne verstanden wird. Die Pfingstpredigt des Petrus und später die Predigt des Paulus gründen sich doch ganz und gar auf dem Glauben, daß der von Israel verworfene und ans Fluchholz geschlagene Jesus von Nazareth eben doch der von Gott gesalbte König ist. Im Gegensatz zu dem imperialen Christus, wie er in der Versuchungsgeschichte dem Jesus als sein Idealbild vorgehalten wird und ihm noch in der Warnung des Petrus: Herr, schone Deiner selbst; das widerfahre Dir nur nicht! Matth. 16, 22, als dämonische Versuchung begegnet, ist Jesus, der „nicht gekommen war, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele“, Matth. 20, 28, der wahre Christus. Die zündende Gewalt der Predigt des Petrus beruht doch auf der Anklage an das Volk Israel: „Diesen Jesus — habt ihr angeheftet und erwürgt“, Apg. 2, 23, „diesen Fürsten des Lebens habt ihr getötet“, Apg. 3, 15. Hier bricht ein Gegensatz auf, der durch die Weltgeschichte geht und den wir heute in seiner schärfsten Zuspitzung erleben: das Gegenüber von dem falschen und dem wahren Christus — und der brennende Haß der Synagoge gegen Paulus, der ihn auf seinen Missionsreisen ständig begleitete und ihn schließlich in das heidnische Gericht hineintrieb — ist bezeichnend für das Skandalon, das ein gekreuzigter „Judenkönig“ für Israel bedeutet. Jesus hat selbst die Weissagung des David — auf Grund des Psalmenwortes Ps. 110 nach Matth. 22, 41—46 auf sich bezogen, doch freilich nicht im Sinne eines politischen Erbes, das er von seinem königlichen Vorfahr übernimmt — er hat sich weit über David gestellt, wenn er die Frage aufwirft: „So nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn?“, V. 45. Die Aufrichtung des Reiches Israel geschieht deshalb nicht im politischen Bereich einer „Weltpolitik Gottes“ im Dienst des „auserwählten Volkes“ — dies ist die Idee eines säkularen Messianismus im gegenwärtigen Zeitalter — sondern in der sieghaften Auferstehung des von Israel verworfenen Jesus in der sittlichen Ueberwindung aller seiner Feinde durch die Macht der Liebe.

Auf dem Boden des Alten Testamentes (Bundes) da-

gegen, wenn es als Grundlage und Ziel der Weltgeschichte beibehalten wird — obgleich der Christus bereits erschienen ist — erhebt sich der falsche Christus, der „Davidsohn“, im weltpolitischen Sinne: Das ist der Antichrist, wie aus dem Wort 1. Joh. 4, 3 zu ersehen ist, wo es heißt: „ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott und das ist der Geist des Widerchristi“. In hervorragender Weise hat diese heute so wichtige Erkenntnis Theoder Dipper in seiner Auslegung von Luk. 9, 51—56 (Beilage zu „Für Arbeit und Besinnung“ 1949 S. 34) in dem Satz ausgeprägt: „Wer mit der Strafgewalt des Alten Bundes in diesem Aeon die Herrschaft Gottes aufrichten will, der geht am Kreuz vorbei und wird zum Werkzeug des Antichrists.“

Immer besteht die Gefahr, daß die Kirche im religiösen Uebereifer auf die Irrtümer des alten Israel verfällt. Wie Salomo sich schließlich dem Götzendienst zugewandt und sogar dem Moloch, dem Greuel der Ammoniter geopfert hat (1. Kön. 11, 7), so gibt es heute eine moderne Form des Götzendienstes, die nicht minder verderblich ist als der Kultus der alten heidnischen Völker. Dadurch, daß Gott versachlicht wird (Gott = „ein denkendes Ding“, „res cogitans“ [Spinoza] = „die denkende Materie“ [K. Marx] wird auch der Mensch versachlicht und damit der Materie unterworfen. Die Theokratie verwandelt sich dabei auf Grund der Forderung der Demokratie als totalitäres Prinzip in eine Autokratie der Wirtschaft im kapitalistischen und sozialistischen System. „Die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft“ wurde sogar von christlichen Theologen anerkannt (z. B. Prof. Brunnstädt). Der Staat wird zu einem bloßen „Apparat“ dieser Wirtschaft (vgl. „Prolegomena zu einer Neugestaltung der Staatsidee“ von Bischof D. Dr. Dibelius). Die furchtbaren Folgen dieser Entwicklung hat Prof. Gogarten gekennzeichnet mit dem Wort: „Wohl nie wurden im Götzendienst eines Molochs solche Hekatomben von Menschen geschlachtet, wie sie heute diesen Mächten, dieser Herrschaft der Welt über den Menschen geopfert werden.“ („Christlicher Glaube heute“, Zeitwende 48, H. 5).

Das Flugzeug, mit dem von den Amerikanern die Versuche zur Feststellung der Wirkung von Atombomben nach dem Kriege vorgenommen wurden, trug nach einem Bericht der „Neuen Zeitung“ den Namen „Davids Traum“. Wir werden nicht leugnen können, daß alle Anzeichen für eine Entwicklung im Sinne dieses Traumes sprechen; ob aber bei dieser Entwicklung die Welt wirklich zu einem dauernden Frieden gelangt, das ist eine andere Frage.

Die Weissagung des David aber ist kein solcher Traum — es wäre sonst ein gar sehr gefährlicher Traum, die Weissagung des David — das ist ihr tiefster Sinn — wird erfüllt auch heute durch die Wirkung, die von der Pfingstpredigt ausgegangen ist: Die Königsherrschaft Jesu wird aufgerichtet im Geist und in der Wahrheit; und wir stehen in dieser Pfingstbewegung, von der Jesus gesagt hat: „Ihr werdet empfangen die Kraft des heiligen Geistes und werdet meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde.“ Apg. 1, 8.

Johannes Kilger

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Freizeit badischer Theologiestudenten

Vom Gemeindehaus Karlsruhe-Rüppurr beherbergt und von den Diakonissen des Mutterhauses gastlich aufgenommen, erlebten wir 46 Teilnehmer, wie das Nebeneinander im Studium zum Miteinander des Gerüfenseins vom Wort Gottes werden kann. Wie mancher mag es sich später froh ins Gedächtnis rufen, daß ihn mit den „Kollegen“ Tage echter Begegnung verbunden haben. Unsere Arbeitsgemeinschaft ist auf der Freizeit eine wirkliche Gemeinschaft geworden, weil jeder nach 1. Joh. 3 zur Koinonia mit dem Herrn gerufen wurde, dem Herrn, der allein aus der Bedrängnis des theologischen Forschens den Weg weisen kann, weil Er der Weg und die Wahrheit ist.

Gerade aber, daß wir unsere Freizeit — soweit dies an uns liegt — als gelungen bezeichnen dürfen, lag nicht zuletzt an einem guten Zusammenklang von Thema und Gestaltung, Semesterbesinnung und Vorbereitung. So kann die oft diskutierte Frage nach der Existenzberechtigung unserer Arbeitsgemeinschaft von diesen Tagen her nur mit einem entschiedenen Ja beantwortet werden. Unsere Arbeitsgemeinschaft sollte für jeden unserer Kommilitonen eine Selbstverständlichkeit und zugleich eine Aufgabe sein.

„Umfaßt die Gemeinde nur die Wiedergeborenen?“ — So lautete unser Generalthema, das, gerade in der Problematik seiner Fragestellung, ein lebhaftes Gespräch laut werden ließ und zu ernster Besinnung aufforderte. Die Frage nach der Sichtbarmachung der Tatsache der Wiedergeburt an den Gliedern der Gemeinde wurde vom ntl. Textbefund her von Professor Greeven aufgerollt. Im Nachvollzug der reformatorischen Begegnung mit dem Wort d. h. mit Christus selbst, konnte uns aus der Beugung unter die Schrift eine Antwort nur als Aufgabe werden. Das Verständnis der Wiedergeburt im NT. zeigt, daß es um unsere ganze Existenz und eine reale Metanoia geht. Wenn wir feststellten, daß wir manches dialektisch ausdrücken müssen, so ist dies keine Spielerei und erst recht dürfen wir uns dabei nicht beruhigen, vielmehr muß uns dies zu der „heilsamen Unruhe“ führen, von der Luther getrieben war.

In der Ausführung des Themas: „Die Predigt der Bekehrung in der Gemeinde der Getauften“, zeigte uns Pfarrer Hauss, daß es vor allem in der volksmissionarischen Arbeit auf das vollmächtige Zeugnis, auf die Neubewährung des Glaubens in der Entscheidung ankommt. Als Prediger der frei waltenden Gnade kann man nur so das „Wort verteilen“, daß man es Gott anheimgibt, wen und wie er beruft. Von daher ergibt sich freilich, daß unsere Bemühung um die Menschen voll und ganz gefordert ist. — In dieser Sicht wird die notwendige Bußpredigt keine bloße Moralpredigt sein. Denn auch der Pfarrer ist als tief Gedeimtigter in Furcht und Zittern an der Arbeit und nicht etwa nach einem sicheren „Erweckungsrezept“, weil es Gott ist, der das Wollen und Vollbringen wirkt.

Pfarrer Hamann hielt die Bibelarbeit über den 1. Johannesbrief. — War uns schon nach den Referaten Gelegenheit zur Aussprache geboten, so konnten wir hier mitarbeiten im wirklichen Ringen um das johanne-

ische Verständnis der „mit Atomkraft gefüllten Worte“. Auch in unserem exegetischen Bemühen waren es konzentrische Kreise um das eine große Thema: Jesus Christus, die Mitte und die Erfüllung.

Daß die Lösung der Fragen des „kirchlichen Alltags“ und unserer Existenzprobleme nur von Christus her gefunden werden kann, bewies uns auch das Gespräch mit dem Herrn Landesbischof, der als unser Gast zusammen mit Oberkirchenrat Dürr einige Stunden unter uns weilen konnte.

„Studenten fragen - der Bischof antwortet (soweit er kann, fügte er selber hinzu)“. Die Aussprache unter diesem Motto führte uns vor Augen, wie die Theologia eine eminens practica ist, daß aber auch alles kirchliche Leben aus dem Haupt: Jesus Christus, gespeist wird. Vieles kann eben nicht nur durch bloße Organisation gelöst werden. — Zu dem uns besonders bedrängenden Problem: Nur Studium oder auch Gemeindegemeinschaft, sagte uns der Herr Landesbischof, daß dies für jeden eine Frage der Berufung sei. Jetzt, als Studenten, seien wir vor das Studium als unsere eigentliche Aufgabe gestellt und die Jugendarbeit berge die Gefahr in sich, daß sie uns davor zur Flucht diene. — Ferner dürfe es auch während unseres Studiums keine falsche „Scheuklappentheologie“ geben, sondern es sei von uns gefordert, die Wissenschaft in ihrer Mannigfaltigkeit ernst zu nehmen.

Wenn am letzten Abend die Frage nach dem Sinn unserer Arbeitsgemeinschaft so beantwortet werden konnte, daß sie Aufgabe und Selbstverständlichkeit sei, so nur, weil wir auch in unserem Leben an der Universität zur Gemeinde des wandernden Gottesvolkes gehören. Dies bewies sich bei unserer Freizeit besonders an der Verbundenheit mit dem badischen Theologendienst, der uns nicht nur materiell unterstützte, sondern aus dessen Kreis uns auch Pfarrer Dr. Köhnlein und Prof. Greeven wertvolle Anregungen für unser theologisches Gespräch aus der Praxis der Verkündigung gaben.

Die Tatsache der Wiedergeburt fordert von uns den vollen Gehorsam. Ist auch der Sieg gewonnen, so muß doch „das Gelände noch gesäubert werden“. Gottes Kind sein heißt: Von sich absehen und vom persönlichen Zuspruch der Vergebung leben. Dann werden wir nicht nach trügerischen Zeichen unserer Wiedergeburt Ausschau halten, sondern in gläubigem Aufblick zu unserem Herrn die Frucht unserer Arbeit aus seiner Hand empfangen.

Es war mehr als nur ein schöner Abschluß, wenn Oberkirchenrat Dürr am letzten Tage noch das Abendmahl austeilte, „denn so oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt“.

stud. theol. Kurt Quensell.

Jugendhilfe der Inneren Mission heute

Die Erziehertagung in Bretten vom 12.—15. Mai 1949

Seit Jahren schon ist es in der badischen Inneren Mission gute Tradition, mit den Leitern und Mitarbeitern der evangelischen Erziehungsanstalten wenigstens einmal im Jahr zur Aussprache und inneren Stärkung zusammenzukommen. Das Mädchenheim in Bretten unter Lei-

tung von Oberin Herrmann hatte auch jetzt wieder den äußeren Rahmen für ein harmonisches Beisammensein geschaffen. Gerade in diesem Zweig der Arbeit ist es üblich geworden, in die Heime hineinzugehen und die Insassen am Leben der Inneren Mission teilnehmen zu lassen. In Baden stehen fachlich geschulte Kräfte, Diakone und Diakonissen, Fürsorgerrinnen und Kindergärtnerinnen am Werk. Daß diesen außer bei größeren Zusammenkünften in wöchentlichen Arbeitsbesprechungen zur Fortbildung Gelegenheit gegeben ist, dürfte in einem gut geleiteten Heim heute selbstverständlich sein.

Grundlage, Auftrag und Ziel evangelischer Erziehungsarbeit in den Heimen war und ist das Leben aus dem Evangelium, zu dem die Erzieher immer wieder Wegweiser sein dürfen. Es geschieht auf mannigfache Weise: In der Haltung im täglichen Leben mit all seinen Begebenheiten, im schlichten Vorbild, im seelsorgerlichen Gespräch, in der Sammlung unter Gottes Wort. Die Bibelbesprechungen über Röm. 3, 9—28, von Pfarrer Ziegler-Karlsruhe, dem Leiter der Tagung, führten in die Besinnung über das Wesen eines solchen Vorbildes. Kein eigenes Bemühen, keine Werke, keine Gesetzeserfüllung, keine Sündenerkenntnis, keine Tugend, keine Demut, selbst keine Frömmigkeit — und sei sie nur unbewußt eigenes Rühmen — nichts kann den Menschen vor Gott rechtfertigen. Mehr noch als andere müßte der Erzieher es lernen, von seinem Ich wegzusehen allein auf den Herrn und ihn im Glauben, der nichts eigenes wirken will, zu umfassen. Nur so kann er sich dann mit den Zöglingen — von denen ihn ja keine prinzipiellen sondern höchstens graduelle Unterschiede trennen — ganz hineinstellen in Gottes unbegreifliches Erbarmen. Nur so kann er ohne eigene Selbstgerechtigkeit die Lebensregeln erfüllen und anderen lehren, die ein Leben aus dem Glauben als Früchte hervorbringen soll (Röm. 12). Anstaltsleiter Haebler-Tullingen behandelte aus dem Fragenkreis des religiösen Lebens in der Anstalt die Hausandacht. Nach einer Einleitung über die religiöse Entwicklung des Kindes (Spranger) berichtete er über die Gestaltung der Andachten in Tullingen, wie sie in Lied, Gebet und Wortauslegung zum Herzen des Kindes dringen können. Es seien hier nur einige Gedanken angedeutet: Gute Erfahrung mit Auswendiglernen der Lieder besonders bei Kindern mit unterschiedlicher Intelligenz, freie Andacht oder Andachtsbuch, Auswahl der Texte, Darbietung des Inhalts als Besprechung einzelner Grundbegriffe des christlichen Lebens, als Lebensbilder oder als Erzählung von Begebenheiten. Die katechetische Form der Andachten wurde in der Aussprache als besonders eindrücklich für die Jugend empfohlen. In den wenigsten Fällen wird eine Bekehrung beabsichtigt oder erreicht werden können. Wichtig ist es, den aus völligem religiösen Unwissen kommenden Kindern die Grundbegriffe des christlichen Lebens zu eigen zu geben und sie durch Anwendung der von der evangelischen Jugend erarbeiteten Andachtsformen auf das Leben in der christlichen Gemeinde vorzubereiten.

Das zentrale Anliegen evangelischer Erziehungsarbeit steht fest. Gleichzeitig wird sie sich all des Wissens bedienen, das die neue Forschung in der Pädagogik und Psychologie als Hilfsmittel für die Jugenderziehung an die Hand gibt. So waren für die Teilnehmer die Ausführungen von Dipl.-Psychologin Gertrud Uhrig-Lahr über das Men-

schenbild der Psychologie in unserer Erziehungsarbeit besonders lehrreich. Immer wieder muß es gesagt werden, daß über Arbeit und Freizeit die Erforschung des Menschenbildes beim einzelnen Kind steht. Denn es soll ja nicht zu einer äußeren Anpassung, sondern zu einer vom Jugendlichen selbst erlebten neuen Haltung während des Heimaufenthaltes kommen. Die Referentin besprach die drei Fragenkreise, die heute das Menschenbild der Psychologie bestimmen und in den verschiedenen Testverfahren ihre Anwendung finden: der Gedanke der leib-seelischen Ganzheit (auch die einzelnen Lebensstufen vollziehen sich in Ganzheiten), der Schichtaufbau der Menschenseele (hinter dem vollwachen Bewußtsein lebt eine mächtige Tiefenschicht), die Lehre vom dynamischen Ablauf des seelischen Geschehens (in der Folge von Motiven und Reaktion). Bei allem fortschrittlichem Wissen bekannte sie sich zu einer Psychologie, die nur bescheiden ihre Grenzen feststellen kann und die Frage nach dem Ursprung der Seele wieder dem Religiösen zurückgibt. Hier ist die Kirche gerufen, nicht nur der Anstaltsleiter, auch der Pfarrer als Seelsorger. Er sollte mit den Grundfragen psychologischen Wissens auf alle Fälle vertraut sein, um dann aus der letzten Gotteserfahrung über die Grenzen der Psychologie hinaus, sich ihrer als Hilfsmittel bedienend, raten und helfen zu können.

Ebenso bedeutsam waren die Ausführungen der Direktorin des Freiburger evang. Kindergärtnerinnenseminars, Erika Janensch, über den Nachwuchs und seine Gewinnung für die Erziehungsarbeit. Die Frage nach den geeigneten Kräften stellen heute alle Werke und Ausbildungsstätten. Wohl melden sich viele Bewerber, aber nur wenige sind Gerufene. Es müssen aber freie Berufskräfte gewonnen werden, die sich in echt diakonischer Haltung zusammen mit den diakonischen Kräften in die Arbeit teilen. Im Kindergartenwesen ist bereits ein guter Anfang gemacht. Viel wird in den Erziehungsheimen davon abhängen, die jungen Kräfte willig zu machen und sie in ihrer Eigenart (Ablehnung des bürgerlichen Lebensstils, Eigenständigkeit einer entwurzelten Nachkriegsgeneration, berechnete Wünsche nach Freizeit und Verdienst) zu verstehen; sie mit Freude in die Gemeinschaft hineinzunehmen anstatt sie durch lieblose Kritik von vornherein vom Lebensberuf einer Heimerzieherin abzuhalten.

In der Besprechung praktischer Anstaltsfragen wurden Urlaub, Entlassungstermine und besonders die Notwendigkeit sexueller Aufklärung im Mädchenheim besprochen. Die Zusammenkunft erhielt ihr Gepräge durch die Anwesenheit des Vorsitzenden des Evang. Reichs-Erziehungs-Verbandes für den Westsektor, Pfarrer Isermeyer-Hildesheim. Er zeichnete das Bild der Entwicklung der Fürsorgeerziehung seit 1900. Bald von den Behörden gefragt und geschätzt, bald abgelehnt und als Strafmaßnahme verurteilt, stehen wir heute wieder in einer rückläufigen Bewegung. Ist sie auf Abneigung gegen die Institution oder nur auf finanzielle Erwägungen zurückzuführen? Die Innere Mission kann sich im Grunde von solchen Zeitläufen unabhängig halten, weil ihr Auftrag unabhängig davon verläuft: Kinder, die dessen bedürftig sind, in welcher Form es auch sei, zu Christus als dem Herrn und Frieden ihres Lebens zu führen.

Am 12. 5. fand eine Tagung der Facharbeiter der Gefährdetenfürsorge im Beisein der Referentin des Central-Ausschusses für Innere Mission, Hermine Becker-Bethel, statt. Sie sprach in einem einleitenden Referat über die Aufgaben und Möglichkeiten der Gefährdetenfürsorge der Inneren Mission. Der Referent für Flüchtlingswesen beim Flüchtlingskommissar für Nordbaden, Dr. Wottge-Karlsruhe, ergänzte das Bild vom Standpunkt der Flüchtlingsbehörde aus. Die Gefahrenmomente sind durch den Strom der entwurzelten Menschen in der Nachkriegszeit angewachsen. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die Gruppe der weiblichen Gefährdeten zwischen 18 und 25 Jahren, die mit gesetzlichen Maßnahmen der Jugendfürsorge nicht mehr erfaßt werden können. Außer dem bekannten Typ der Sexuell-Gefährdeten, der Haltlosen und geistig Schwachen sind neue Gruppen unter den Flüchtlingen, illegalen Grenzgängern und Streunenden hinzugekommen. Die Innere Mission ist hier bis zur ehrenamtlichen Arbeit in den Gemeinden mit allem Ernst in die vorbeugende Abwehr gerufen. Oft ist die Verpflichtung noch zu wenig bekannt und die Scheu vor Berührung mit solchen Elementen zu allgemein. Gemeindegewestern, Frauenkreise, Arbeitgeberinnen und Jugendkreise sollten mehr als bisher zusammenwirken, um den Gefährdeten und schon Gestrauchelten Halt und neuen Lebensinhalt zu geben. Die Anklage: „Um mich hat sich noch niemand gekümmert“, die unsere Gefährdetenfürsorgerinnen immer wieder hören müssen, darf uns nicht zur Ruhe kommen lassen.

Dr. Ina Hundinger.

Themen bei der 2. theol. Prüfung

Die schriftlichen Themen bei der zweiten theol. Prüfung im Frühjahr 1949 lauteten:

1. Dogmatik: Was lehrt unsere Kirche vom Sakrament der heiligen Taufe?
2. Ethik: Die Lehre von der Obrigkeit nach der heiligen Schrift und dem Bekenntnisstand unserer Kirche.
3. Predigttext: I. Petrus 1, 3—9.
4. Homiletischer Entwurf: Johannes 16, 23b—30 (für Sonntag Rogate).
5. Katechetischer Entwurf: Frage 53 des Katechismus als Abschluß des Glaubensbekenntnisses (im 7. Schuljahr).

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrer Dr. Hans Barner (17 a) Heidelberg-Neuenheim, Lutherstr. 65
Pfarrer Dr. Chr. Biedermann (17 a) Karlsruhe/Baden, Vorholzstr. 6
Pfarrer Rudolf Bösinger (17 a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Fürsorgereferentin Dr. Ina Hundinger (17 a) Karlsruhe-Rüppurr,
Graf-Eberstein-Straße 49
Pfarrer Johannes Kilger (14 a) Bermaringen, Bez. Ulm, Ev. Pfarrhaus
Pfarrer Berthold Kühlewein (17 b) Freiburg i. Br., Maienstraße 2
stud. theol. Kurt Quensell (17 a) Heidelberg, Häusserstraße 47

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O.
Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 900.